Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 9

Artikel: I glaube-n-i heig der Früehlig gseh

Autor: Reinhart, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633486

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bei der Arbeit nicht die nötige innere Zufriedenheit finden. Warum? Ich wollte doch mit Leib und Seele Eisenbahner werden und jetzt — kaum eingesetzt — Reue, Bitternis. Warum, warum? Hm, sehr einfach. Drei Jahre Studien, seit sechs Monaten Aspirant und immer noch keine Hoffnung auf Erfolg, ein Weltsegler ohne Schiff. Soeben meldet mir mein Banquier, der Waisenvogt, daß die Kasse, die mein Vater sel. mir hinterlassen hatte, bald ins Nichts versinken werde. Und droben in der Stadt gesund pulsierendes, junges Blut, ein lachender Mund, Augen, aus denen gestern Abend verstohlen ein Paar Perlen guckten. Sei still, törrichtes Herz, vorwärts müde Hand, der Apparat tippt — ich war seit einiger Zeit auf dem Telegraphenbureau — die Papierrolle marschiert, geheimnisvolle Zeichen kommen und gehen, immer mehr — da — endlich einen freien Augenblick. Mir gegenüber sitzt Schumacher, seine Augen starren gedankenlos ins Leere. „Du Schumi — wir waren die zwei einzigen Deutschschweizer — wie lange soll ich noch die Rolle eines arbeitenden Rentners spielen." „Gott weiß." „Nun, wie lange warst du nichthonorierter Funktionär?" „Ein prächtiger Tag, echtes Badewetter." „Du, sag mal, wie lange . ." „Ich möchte um alles in der Welt nicht mehr zurück in die deutsche Schweiz." „Ja, ja," fiel ich ein, „wie alt bist du?" „Land, Leute, der See, ein Paradies." „Wie viel Gehalt . ." „Gefällt es Dir nicht?" „Doch doch, aber . ." „Also gut, freue dich der Gegenwart, die Zukunft wird von selbst kommen und was sie bringt, wissen die Götter."

Schumacher war ein origineller, verschwiegener Kopf. Er suchte mit seinen Gedanken selbst fertig zu werden und er wurde das in einer Art, die mir zeitlebens in Erinnerung bleiben wird. Er war, wie ich einige Stunden später vernehmen sollte, seit dreizehn Jahren Telegraphist, 30 Jahre alt und bezog ein fürstlich Gehalt von 1300 Franken. In ein armes Mädchen verliebt bis über die Ohren, selbst arm wie eine Kirchenmaus, wußte er nicht, wo er den Lebensmut herholen sollte.

Morgen hat Schumacher dreizehn Dienstjahre. Früh um fünf Uhr muß ich ihn ablösen. Ich bin pünktlich. „Guten Morgen, Herr Kollege." Mein fröhliches Lächeln erstirbt auf den Lippen. Rot, blutig rot sind Tisch, Stuhl und Diehle — fünfzehn Jahre sind darüber hin. Jahre des Kampfes und der Verzweiflung. Du nahst dich wieder, schwankende Gestalt, du winkst — still, still — was soll die kalte Hand? Fort, fort, ich will nicht, sieh, ich buhle mit dem Geschick, das Unglück durchwühlt meine warme Brust — nur zu — nur zu — was tut's, ich bin vergnügt, ich lache, ich will das Leben zu Tode lächeln.

In der Arbeit suchte ich damals Vergessen, in eiserner Pflichterfüllung Erfolg, in Vergnügen die Freude, die das Leben erhält. Ich wandere von einem Bureau ins andere. Jetzt habe ich mich wieder bei der Wagenkontrolle eingenistet. Ich springe über Geleise und Rampen und notiere die Wagennummern. Schnell, schnell, die Zeit drängt, der Zug ist abfahrtbereit. Da kommt der Zugführer, der alte Benoit. Er summt ein lustiges Lied vor sich hin. Der Alte ist vergnügt und zufrieden. Fünfzig Dienstjahre sind in die Ewigkeit entflohen, am Samstag fährt er das letzte Mal, dann wird er sich zur Ruhe setzen. Ich übergebe ihm den Wagenrapport und „au revoir". Ein unverständliches, leeres, nichtssagendes Wort dieses „Auf Wiedersehn!" Lauter Lug und Trug.

Im Tunnel bei La Sarraz ertönt das Achtungssignal. Ist die Einfahrt nicht frei? Der Zugführer lehnt sich über die Sicherheitsstange hinaus um das Abschlußsignal zu beobachten. Da — ein Ruck — der Zug rollt schneller der Station zu. Dort angekommen, fehlt der Zugführer . . Was sucht ihr? Vater Benoit will seine Ruhe haben; er schläft. Still, still, laßt den Braven schlafen.

Ich war zwanzig Jahre alt und wurde Rekrut. Ich wußte, daß ich nicht mehr nach Lausanne zurückkehren würde. Meine Bitte um Versetzung hatte willige Ohren gefunden. Ich nahm Abschied von Bekannten, Freunden und Kollegen. Ich dankte meiner Hauswirtin für die mir erwiesene Güte; ich schaute dem alten Biboux in die müde lächelnden, nassen Augen. Ich wende mich ab. „Au revoir Jeanne, Alice . . . au revoir Rose." Festen Schrittes gehe ich der Türe zu, ein ironisches Lächeln um den Mund. Schumacher, du hast deine Liebe nicht vergebens mit dem Leben bezahlt. „Au revoir, mes chères" und fort war ich. Au revoir, und mein Herz weiß, daß meine Füße diese Schwelle nie mehr betreten werden; au revoir, und mein bißchen Verstand sagt: du lügst; au revoir lallt die trügerische Zunge, die giftige Schlange, und ein unbestimmtes Etwas sagt mir, daß es kein „Zurück" mehr gibt. Tage, Wochen, Jahre sind über diese Stunde hinweggeschritten. Ich weiß, daß Vater und Mutter Biboux längst stille geworden sind; ich weiß, daß Alice unglücklich verheiratet ist, daß Jeanne in der Blüte des Mai, jung, edelgesinnt, brav, gut, schön, die Reise ins unbekannte Land antrat, ich weiß nichts von Rose, nichts, nichts! Sie ist gewiß tot, sie schläft . . . Erde, du winziges Körnlein im großen Ozean des Alls, könntest du sprechen. Dein Gesang würde die Tore des Himmels und der Hölle sprengen und Engel und Teufel würden dir dienen und vor dir im Staub liegen. Du birgst an deinem ewig treuen Busen mehr Freud und Leid als Himmel und Hölle zusammen, du schließest Himmelsweh und Höllenpein, Ewigkeitsfreude und -schrecken an dein weites, stummes Herz. Mutter Erde, Millionen werfen sich hoffend und zagend an deine keusche Brust, du schweigst, du wandelst Ewigkeiten deine unbekannte Bahn, still lautlos . . .

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh.

Von Josef Reinhart.

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh,
I glaube=n=i dörfs säge,
Am Waldhag hänkt er Fähndli us
Und winkt drmit ergäge.

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh
Im Garte=n=uf der Stange,
Er het sys Clarinettli gspielt,
Es isch gar lustig gange.

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh
Mit heiterblaue=n=Auge,
Er het mer useme Fänsterli gwinkt,
I dänke=n=i dörf dra glaube.